

Über GESSNER's Illustrationen vergleiche man P. LEBMANN-VAN ELCK: Der Buchschmuck in C. GESSNER's naturgeschichtlichen Werken (Schweizer Sammler und Familienforscher, Jahrg. 8, Bern, 1934; als erweiterter Sonderdruck herausgegeben von P. HAUPT, Bern, 1935); diese Arbeit macht die frühern einschlägigen Arbeiten überflüssig.

Zur Geschichte der sogenannten Naturselbstdrucke vergleiche man A. TIBERGHIEN: Phytotypie et Phytotypes. Notice sommaire bibliographique et historique sur l'impression des plantes elles-mêmes. (Bull. Soc. Royale de Bot. de Belgique, t. 64, fasc. 1, 1931, 81—91.)

Heute besitzt die Zentralbibliothek Zürich diesen gesamten noch vorhandenen botanischen Nachlass C. GESSNER's in Form von Photographien (Band 1) und Photokopien (Band 2). Der Geschichte der schweizerischen Naturwissenschaft wurde durch die Leitung dieser Bibliothek durch dieses erhebliche Kosten verursachende Unternehmen ein sehr grosser Dienst erwiesen.

## 103. Vom Taubstummensproblem und seinen Lösungsversuchen im alten Zürich.

Nach einem Vortrag in der «Gelehrten Gesellschaft»

von

Prof. Dr. K. ULRICH.

Taubstummheit ist ein Gebrechen, das gekennzeichnet ist durch die Unfähigkeit, sich mit der Sprache verständlich zu machen, infolge des Unvermögens, Gesprochenes mit dem Ohre aufzunehmen. Die Stummheit entsteht also nur dann, wenn eine angeborene oder in der Kindheit erworbene Gehörschädigung die Aufnahme der Sprechlaute durch das Ohr unmöglich macht. Sie ist demnach lediglich eine psychologische Folge der primären Taubheit. Die Taubheit entsteht nun entweder durch eine anatomisch nachweisbare, fehlerhafte Anlage des Gehörorgans oder aber durch entzündliche Veränderungen desselben. Die erstere Form — also die Missbildung des Innenohres — vererbt sich hin und wieder durch Generationen, bei der zweiten — also der Entzündung des Innenohres — handelt es sich um eine erworbene Krankheit, gleichgültig ob die Schädigung im Fötalleben oder in den ersten Kindheitsjahren acquiriert wurde. Ertaubt nämlich ein Kind vor dem zurückgelegten 4.—6. Altersjahr, so verliert es die Erinnerung an die Sprache und wird ohne den geeigneten Unterricht wieder stumm. Von dieser Tatsache ausgehend, lässt sich demnach die Lösung des Taubstummensproblems folgendermassen beschreiben: Die Grundkrankheit, die zur Taubheit führt, ist zwar unheilbar, die Fähigkeit, seinen Gedanken durch die Sprache Ausdruck zu verleihen, ja sogar die Sprache der Mitmenschen zu begreifen, kann dem Individuum aber auf anderem Wege als durch das Ohr beigebracht werden, da seine geistigen Qualitäten und seine Sprachwerkzeuge durch die primäre Krankheit in keiner Weise beeinträchtigt sind.

Diese sichere und einfache Erkenntnis scheint uns heute fast selbstverständlich. Um so unbegreiflicher ist es für uns, dass sie erst vor ca. 400 Jahren

— und auch dann nur teilweise — in den Köpfen einiger Weniger auftauchte, um nach unendlichen Kämpfen zur Zeit der Französischen Revolution Allgemeingut und damit in die Praxis umsetzbar zu werden. Ich möchte Ihnen nun im folgenden dieses praktisch wichtige und interessante Problem und den Irrweg, der zu seiner Lösung führte, darlegen. Dabei halte ich mich hauptsächlich im ersten Teil — an einigen Stellen wörtlich — an die «Geschichte des Taubstummenproblems bis ins 17. Jahrhundert» von H. WERNER, ein Buch, das jedem diesbezüglich Interessierten nur empfohlen werden kann.

Über die wirkliche soziale Stellung des Taubstummen in den 2000 Jahren zwischen 500 v. Chr. und der Mitte des XVI. Jahrhunderts, sind wir uns nicht ganz im klaren. Sie war wohl mehr oder weniger entsprechend dem Lebensstandard der einzelnen Epochen. In ihrer Beurteilung sind wir natürlich auf die schriftlich deponierten Berichte einzelner weniger Zeitgenossen angewiesen. Die Anzahl solcher Berichte ist wiederum von der Einstellung der betreffenden Zeitabschnitte zu sozialen und medizinischen Problemen abhängig. So hatte das ästhetisch orientierte griechische Altertum bekanntlich für alle Sorten von Krüppeln wenig übrig. Dem vom Staatsgedanken durchdrungenen Römer liegt unser Problem fast noch weiter ab und im früheren oder späteren Mittelalter mit seinen gewaltigen politischen Bewegungen und dem daraus resultierenden Niedergang der Kultur hören die diesbezüglichen Berichte überhaupt auf. Wir müssen annehmen, dass der sozial tiefstehende Taubstumme in die Klasse der Irren und Schwachsinnigen fiel. Seine Lebenshaltung wird sich also nicht wesentlich von derjenigen des lieben Viehs unterscheiden haben, während der besser Situierte zu allen Zeiten die kleine Möglichkeit hatte, als Autodidakt eine gewisse Position zu erringen. Beweis dafür der vom älteren PLINIUS zitierte taubstumme Maler QUINTUS PEDIUS und der um 1550 in Spanien lebende andere Maler FERNANDEZ NAVARETE, genannt el mudo, dessen Bilder heute noch im Prado in Madrid hängen.

Welches war nun die Stellungnahme der Wissenschaft, der vier Fakultäten zur Taubstummenfrage?

Es ist immer katastrophal, wenn man in einem kurzen Vortrag auf ARISTOTELES zurückgreift. Sie werden aber sofort sehen, welch ungeheures Gewicht seine Worte in die absteigende Waagschale der bedauernswerten Taubstummen geworfen haben. Ganz richtig bezeichnet ARISTOTELES das Ohr als das Organ der Belehrung, als die porta mentis und stellt ebenso richtig fest, dass, weil ihm eben diese Eintrittspforte fehlt, der Taube schwerer erziehbar ist als der Blinde. Rein deskriptiv erklärt er weiter, der Taubstumme gebe nur unartikulierte Laute von sich und habe keine geordnete Sprache. Ein absolutes Werturteil über die Bildungsmöglichkeit des Taubstummen wird in seinen Werken nicht gefällt. Aber schon die pseudo-aristotelischen Problemata erklären, wohl zurückgreifend auf die Lehre des HIPPOKRATES, ganz positiv, der Taubstumme habe eine gelähmte Zunge. Die Folgezeit verwechselt rasch Kommentatoren mit dem Original oder stellt sie sogar noch höher als dieses, und fast 2000 Jahre lang pochen sämtliche Disziplinen auf den falschen Satz, der Prophet von Stagiria habe verkündet, der Taubstumme sei bildungsunfähig, da sein Ohr und seine Zunge gelähmt seien. Nur zweimal in dieser ungeheuren Zeitspanne werden unsres Wissens Stimmen laut, welche die Stummheit lediglich als Folge der Taubheit bezeichnen, nämlich im I. Jahrhundert vom älteren PLINIUS und 1300 Jahre später vom portugiesischen Arzt VALESCU DE TARANTA.

Allein ihre Worte verhallen ungehört für weitere Jahrhunderte. Als endlich die Kenntnis von ARISTOTELES auf dem Wege über die Araber wieder nach Europa kommt, findet man natürlich auch in ihren Schriften den Satz, dass die angeborene Taubheit unheilbar sei (*quae nativa est non invenit curam*), und von nun an lassen die Ärzte die Taubstummfrage als ein vollständig erledigtes Kapitel überhaupt beiseite. Soweit die Leistungen der Philosophie und der Medizin.

Doch weiter in der Tragödie der Irrungen zur Theologie. Gewiss hat sich das Christentum der Mühseligen und Beladenen in besonderem Masse angenommen, doch auch diese fundamentale Lehre sollte schon wenige Jahre nach dem Tode ihres Verkünders am Buchstaben straucheln. In den Römerbriefen des PAULUS nämlich (X, 17) findet sich der Passus: «So kommt der Glaube aus dem Hören, das Hören aber aus dem Wort Gottes.» Liest man diesen Satz im Zusammenhang, ist einesteils unzweideutig ersichtlich, dass PAULUS nicht von der physiologischen Funktion des Hörens, sondern eben einfach vom Aufnehmen einer Botschaft spricht. Und andernteils scheint mir sogar die Übersetzung des Textes aus dem Griechischen nicht einmal einwandfrei und eindeutig zu sein, denn in der modernen Bibelübersetzung von KAUTZSCH und WEIZSÄCKER heisst der Vers: «Also der Glaube kommt aus der Kunde, die Kunde aber durch Christus Wort.» Dieses bisschen klaren Menschenverstandes in der Interpretation war aber nicht nur für die Scholastiker zu viel, sondern auch die Kirchenväter stolperten darüber. AUGUSTIN z. B. bezieht sich mehrfach auf das Wort des Apostels, in dem Sinne, dass der Taube niemals Glauben empfangen könne, denn der Glaube kommt aus dem, was man hört. Er betrachtet zudem die Taubstummheit mit als Beweis für das Vorhandensein der Erbsünde. Und als ums Jahr 1000 THOMAS VON AQUINO die aristotelische Lehre und Ausdrucksform des Vernunftdenkens in die christliche Religion einbaut (natürlich ohne ARISTOTELES' gewaltigen Forschertrieb mitzuübernehmen), so ist es vollends um den armen Taubstummen geschehen. Denn von jetzt ab steht er nicht mehr den mehr oder weniger abstrusen aber schliesslich korrigierbaren Ideen einiger Disziplinen, sondern einer festgefügtten Weltanschauung gegenüber. Die Theologie weist ihm die Stellung des ungeborenen Kindes zu, die Sakramente können ihm nicht erteilt werden, und die Hoffnung auf ein besseres Jenseits bleibt ihm endgültig genommen, bis nach weiteren 500 Jahren LUTHER zu seinen Gunsten auf den Tisch schlägt und ihm wenigstens die ewige Verdammnis erspart.

Dass unter diesen Voraussetzungen die Jurisprudenz sich ebenfalls gegen den Taubstummen einstellte, ist selbstverständlich, denn sie war und ist schliesslich von der herrschenden Weltanschauung, und in unserem speziellen Falle auch vom medizinischen Gutachten abhängig. Wir wissen, dass das römische Tafelgesetz die Taubstummen zu den Geisteskranken zählt. Sowohl in dieser Gesetzessammlung wie auch bei ULPIAN wird er als nicht testierfähig erklärt. Wenn ihm auch der letztere die Möglichkeit eines rechtsgültigen Testaments mit besonderer Bewilligung des Kaisers zuspricht, so hat diese Ausnahmebestimmung natürlich keine praktische Auswirkung, denn es wird nur recht wenigen Taubstummen im römischen Reich möglich gewesen sein, bis zum Throne des Imperators zu gelangen. Die Testierunfähigkeit wird trotz mancher Milderung auch in den Gesetzen des JUSTINIAN beibehalten, und so blieb es auch meines Wissens bis zum Code

Napoleon. Ausnahmen machten auch später — wie wir noch sehen werden — nur selten einige Mitglieder des höchsten Adels.

Nach all diesen Voraussetzungen entbehrt die naheliegende Frage, wie und wann das Problem gelöst wurde, nicht einer gewissen Spannung. Und dass diese Lösung vor der Aufklärungszeit möglich war, konnte nur auf Grund einer Verkettung merkwürdiger Umstände geschehen.

Während des ganzen XVI. Jahrhunderts war die höchste Beamtenwürde, die Stellung eines Condestable des spanischen Weltreiches, in der Familie VELASCO erblich. Der 4. Condestable, DON PEDRO FERNANDEZ DE VELASCO, hatte eine ganze Anzahl taubstummer Kinder. Zwei davon versorgte er, wie es damals in derartigen Fällen Sitte war, im Kloster Salvador de Oña. In diesem Kloster lebte zu jener Zeit als bescheidener Benediktinermönch ein Spross der hochadeligen Familie PONCE DES LEON. Per Zufall, wahrscheinlich aber wegen der gleichwertigen vornehmen Abstammung, nahm gerade dieser Pater die beiden Taubstummen in seine Obhut, denn ihm dauerte wohl das traurige Leben und noch traurigere Sterben der beiden VELASCO. PEDRO PONCE wird ausdrücklich als ein Mann von grosser Güte, aber ohne jede tiefere Bildung geschildert. So können wir annehmen, dass er von PAULI Römerbrief wenig, von AUGUSTIN und THOMAS VON AQUINO noch weniger und von ARISTOTELES überhaupt nichts wusste. Aber just diesem Umstand verdankt er wohl seinen Weltruhm und die Taubstummenfrage ihre Beantwortung. Er wollte nicht erfinden und entdecken, sondern nur aus Mitleid nahm er sich der Kinder an. Mit einer wahren Mönchsgeduld brachte er ihnen durch Zeichen die Kunst des Schreibens und Lesens bei, und da der eine der beiden ein besonders intelligenter Junge war, versuchte er die Mundbewegungen seines Lehrers nachzuahmen. Dieser ging auch darauf ein und hatte die Genugtuung, ihm im Laufe der Jahre die Sprache beizubringen. Das Rätsel der Taubstummenbildung war gelöst. Diese eminent wichtige Tatsache wäre aber vielleicht wieder vergessen worden ohne die für sie zwar betrübliche, für die Welt der Taubstummen aber direkt glückliche Veranlagung der Familie VELASCO, immer wieder taubstumme Kinder hervorzubringen, denn sowohl unter dem 5. als dem 6. Condestable traten taubstumme Nachkommen auf, die wieder neue Lehrer erforderten. PEDRO PONCE war gestorben und auf seinem Grabstein standen später die stolzen Worte: «Hier liegt PEDRO PONCE, der Taubstumme zum Reden brachte, trotzdem es ARISTOTELES für unmöglich hielt.» Der geistige Zusammenhang zwischen ihm und der nächsten Generation war aber noch nicht unterbrochen. Ein Schullehrer namens RAMIREZ DE CARRIÓN, der zwar PONCE nicht persönlich gekannt hat, nahm den Faden wieder auf und hatte auch bei einem weitem taubstummen VELASCO einen vollen Erfolg. Ebenso wenig wie PONCE hinterliess CARRIÓN eine Beschreibung seiner Lehrmethode. Dagegen weilte mit CARRIÓN zusammen im Hause des CONDE DE MONTEREI der aussergewöhnlich intelligente Glücksritter PABLO BONET. Ohne sich selber als Taubstummenlehrer zu betätigen, erkannte er sofort die Tragweite und den goldenen Hintergrund von CARRIÓN's Tätigkeit. Er scheute kein Mittel, um hinter die Methode des RAMIREZ zu kommen und publizierte dieselbe nachher in so vorzüglicher Weise, dass ihm die Nachwelt für sein Plagiat den allergrössten Dank schuldet.

So war denn auch für das uns beschäftigende Problem die Zeit erfüllt. Und dass sich die Abklärung gerade in einem südländischen Benediktinerkloster vollzog, ist vielleicht nicht nur reiner Zufall. Zur Umgehung des

Schweigegebotes hatte sich bei vielen Mönchen eine Zeichensprache eingebürgert. War diese bei den strengen Karthäusern nicht gestattet, so breitete sie sich unter den Benediktinern immer mehr aus, bis endlich ein hochentwickeltes System entstand, das früher oder später fast zum Versuch des Taubstummenunterrichtes von dieser Seite zwingen musste.

Sie erwarten nun, dass sich alle vier Fakultäten auf diese bahnbrechende Entdeckung stürzen, um ihr in möglichst kurzer Zeit zum endgültigen Sieg zu verhelfen. Nichts von alledem. Das Buch des PABLO BONET blieb in seiner einmaligen Ausgabe, schon weil es nicht lateinisch abgefasst war, eine bibliophile Seltenheit. Zwar schrieb ein Freund des PONCE, der Hofarzt FRANCISCUS VALLESIIUS, über dessen erstaunliche Erfolge ein Traktat. Doch auch dieses Werk macht nicht die erwartete Runde um Europa. Wie die Lösung des Rätsels, so wurde auch deren Verbreitung nicht vom Fachmann, ja nicht einmal vom Akademiker, sondern von ausgesprochenen Laien besorgt. Der englische Ritter KENELM DIGBY, der gerade seinen König und den Herzog von BUCKINGHAM auf der seltsamen Brautfahrt an den spanischen Hof begleitete, machte die Bekanntschaft des zweiten taubstummen VELASCO. Sein nüchterner britischer Geist begriff rasch, wenn auch nicht die medizinische und pädagogische Umwälzung, so doch das Kuriosum des Gesehenen, und so lancierte er 20 Jahre später darüber einen Artikel in die heimatliche Presse, und erst von hier aus infiltrierte die seltsame Kunde langsam den Kontinent.

Und was tat die Wissenschaft? Soeben hatten die grossen Anatomen der Renaissance die *Chorda tympani* entdeckt. Es ist dies in Tat und Wahrheit ein Geschmacksnerv, der auf dem Weg durchs Mittelohr zur Zunge führt. Für die Medizin aber war es — und hier einmal begreiflicher Weise — der längst gesuchte Beweis der aristotelischen Lehre vom Zusammenhang zwischen Ohrkrankheit und Zungenlähmung der Taubstummen. Abgesehen davon herrschte innerhalb der medizinischen Literatur jener Zeit ein so tiefes Schweigen über die Taubstummheit, dass es scheint, «als hätten sich die Ärzte nur so lange um das Problem bemüht, als es galt, eine falsche Theorie zu verfechten, während sie nachher, als ein Weg gefunden war, den Taubstummen zu helfen, das Interesse an der Sache verloren» (WERNER). Die Philosophen (namentlich DEUSING in Groningen), bewiesen, dass PONCE'S und CARRIÓN'S Schüler eben nicht taubstumm waren und die Kirche wettete bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts gegen alle Heilungsversuche auf dem Gebiete der Taubstummheit als gegen eine Blasphemie, durch welche diese liberalen Bemühungen dem Willen Gottes in den Arm fallen. Unter diesem Vorurteil hatte 1750 Abbé de l'ÉPÉE zu leiden und noch 1799, als mit Genehmigung des Schultheissen MAILLARDOZ im Gebäude der Akademie in Freiburg ein Zimmer für den Taubstummenunterricht reserviert werden sollte, drohten die Professoren mit dem Streik. Andere Geistliche fanden es «übel gedacht, Taubstumme unterrichten zu wollen, wenn Gott wollte, dass sie unterrichtet würden, so hätte er sie nicht stumm und gehörlos geboren werden lassen.»

Die Juristen taten gar nichts. Hie und da fand sich ein Anwalt, der die Testierungsfähigkeit seines taubstummen Klienten verteidigte. Das gelang z. B. im Falle des Herzogs von CARIGNANO. Bei diesem handelte es sich aber um einen Enkel des regierenden Fürsten CARL EMANUEL VON SAVOJEN. Dieser Herzog von CARIGNANO war, nebenbei gesagt, der letzte Schüler des CARRIÓN und brachte es mit Hilfe seines Lehrers zum Kavalleriegeneral und

Gouverneur der Provinz Asti. — Gehörte der Taubstumme aber nicht zum Hochadel, so konnten, wie im Fall MICHALORIUS, ruhig sieben Zeugen die Versicherung abgeben, dass sie die Gebärden des Erblässers verstünden und sein Wille sei dem entsprechend, was der Notar aufschrieb: das Appellationsgericht annullierte das Testament. Am Buchstaben des Gesetzes rüttelte niemand.

Wer nicht gegen die Spanier auftrat, blieb still. Vereinzelt erschienen private Taubstummenlehrer. Unter diesen ist namentlich der Schaffhauser CONRAD AMMAN zu erwähnen, dessen Lehrbuch nach demjenigen des PABLO BONET die originellsten Gedanken über die Materie enthält. Erst Mitte des XVIII. Jahrhunderts wurde die Taubstummenfrage auf neue Bahnen gelenkt, und zwar durch den Abbé de l'Épée. Nicht nur einigen Privilegierten sollte der Taubstummenunterricht zugute kommen, sondern in erster Linie der grossen Menge, dem Tiers Etat. Aus dieser Überlegung gründete er eine Taubstummenanstalt und schuf damit als erster die Grundlage der heutigen Taubstummenfürsorge.

## II. Teil.

In ihrer Arbeit über die Wissenschaften in Zürich schreiben HOWALD und SCHINZ,<sup>1)</sup> die Zürcher seien von jeher geborene Dilettanten gewesen und erst unter dem Eindruck der Juli-Revolution habe der zopfige Dilettantismus in allen Gelehrsamkeiten aufgehört. Ich weiss nicht, ob sie die Ersten sind, welche diese merkwürdige Feststellung machten; auf alle Fälle enthält sie sicherlich eine ganze Menge Wahrheiten. Aber gerade dieser Dilettantismus macht die Geistesgeschichte unserer Stadt teilweise hochinteressant und zeigt sich, wie auf wenigen andern Gebieten, besonders ausgeprägt in der Stellung Zürichs zu unserem Problem. Das musste ja so sein, denn die ganze Lösung desselben, sowie die darauffolgende Entwicklung des Taubstummenunterrichts und der Taubstummenfürsorge war, wie Sie gesehen haben, alleinige Domäne von Dilettanten, die zudem jahrhundertlang fast nichts anderes zu tun hatten, als die von Akademikern auf ihren Weg geworfenen Prügel wegzuräumen.

Das erste Faktum in der Zürcher Taubstummengeschichte war gleich eine kasuistische Kanone. Zuerst bei ERHARD ESCHER<sup>2)</sup>, in der Dissertation des JOHANNES VON MURALT<sup>3)</sup>, später JOHANNES LAVATER<sup>4)</sup>, DAVID HESS<sup>5)</sup>, und JAKOB SCHEUCHZER<sup>6)</sup> finden wir die Beschreibung des Phänomens RUDOLF BREMI, der

<sup>1)</sup> E. HOWALD u. H. R. SCHINZ: «Die Wissenschaften» in «Zürich», herausgegeben unter Mitwirkung des Stadtrates. Fretz A.G., 1933.

<sup>2)</sup> HS. ERHARD V. ESCHER (1656—1689). In der «Beschreibung des Zürichsees», Zürich 1692, werden S. 316—18 unter «die sonderbaren Gaben gebohrner Stummer» die Brüder WÜST und RUD. BREMY beschrieben.

<sup>3)</sup> JOH. V. MURALT-ESCHER (1645—1733) Dr. med. et chir. in Basel; Gesellsch. z. schwarzen Garten; 1681 Mitglied der Societas Naturae Curiosorum in Deutschland; 1686 Gründer des «Collegium anatomicum» in Zürich; 1688 Stadtarzt, 1691 Professor physicus und Chorcherr am Grossmünster, 1713 nach dem Tode Prof. HOTTINGER's Übernahme dessen Lehrtätigkeit. Verf. zahlreicher medizinischer und naturwissenschaftlicher Schriften. (LEONHARD V. MURALT: Stammtafeln der Familie v. MURALT, Zürich 1926.)

von 1576 bis 1611 lebte. Dieser Taubstumme «konnte schreiben, malen, abkonterfeien, konnte die Rechenkunst, desgleichen die Zeit und Sonnenzeit über die Massen wohl machen, wie auch Abmessen der Türnen Höhe und Breite». Bekannt ist ferner ein Gedicht, das er mehrfach in Stammbücher einscrieb.

50 Jahre später fielen weiter in Zürich zwei taubstumme Brüder namens WÜST auf. Der eine war Maler, der andere Zimmermeister, Drechsler, Bildschnitzer und Schiffmacher, «im Piquet, im 101 und andern Kartenspielen tat es ihm keiner zu.» Der Taubstummenpfarrer und Chronist EUGEN SUTERMEISTER<sup>7)</sup>, dessen Urteil in solchen Dingen natürlich massgebend ist, erklärt diese drei Männer als ein Rätsel und es ist ihm vollkommen unerklärlich, auf welche Weise bei dem damaligen niedrigen Stand des Unterrichts überhaupt diese Leute zu ihrer Bildung kamen. Sie seien wahre Wundermenschen, grösser noch als die amerikanische Taubblinde HELEN KELLER.

Ein halbes Jahrhundert später, im Jahre 1665 treibt der Zürcher Taubstummen-Dilettantismus erstmals eine ganz unerwartete und einzigartige Blüte; der Chorherr JOHANN CASPAR LAVATER hatte in früheren Jahren in Groningen studiert und sich unter dem Einfluss des schon genannten DEUSING intensiv mit dem Taubstummenproblem beschäftigt. Unter seiner Leitung wurden am Carolinum drei Dissertationen verfasst, die heute zusammen als die LAVATER'sche «*Scola mutorum ac surdorum*» bekannt sind. Die eine stammt von cand. phil. JOHANN HEINRICH OTT<sup>8)</sup> und in derselben steht seit Jahrhunderten oder genau gesagt seit PLINIUS und VALESCU DE TARANTA wieder zum erstenmal geschrieben und begründet, die Taubstummheit beruhe lediglich auf dem Gehörmangel und nicht auf einem Fehler der Sprechwerkzeuge.

Die zweite hat den Mediziner JOHANNES VON MURALT als Verfasser. Sie ist weniger epochemachend, insofern sie lediglich die Einstellung der reformierten Kirche zur rein theologischen Seite des Taubstummenproblems enthält. Immerhin verdanken wir MURALT die schon erwähnte Kasuistik des RUDOLF BREMI.

<sup>4)</sup> JOH. CASP. LAVATER (1624—95) Pfarrer in Uitikon, Prof. der Rhetorik und Logik am Collegium Humanitatis 1657, der Philosophie am Carolinum und Chorherr 1677. Er ist der spiritus rector der später erwähnten Arbeiten über das Taubstummenproblem.

<sup>5)</sup> DAVID HESS (1770—1843), der bekannte Schriftsteller und Maler im Beckenhof, beschreibt den Taubstummen RUD. BREMI in seiner «Badenfahrt» (Orell Füssli 1818).

<sup>6)</sup> JOH. JAK. SCHEUCHZER (1672—1733) ist der als Begründer der barometrischen Höhenmessung und der Paläontologie berühmter Zürcher Naturforscher. Er erwähnt BREMI in seinen «Vernunftmässige Untersuchung des Bads zu Baden etc.». (Zürich bei Rordorf 1732.)

<sup>7)</sup> E. SUTERMEISTER: Quellenbuch zur Geschichte des schweizerischen Taubstummenwesens. (Bern 1929.)

<sup>8)</sup> JOH. HEINR. OTT (1617—1682) studierte in Zürich, Lausanne, Genf und auf grossen Reisen durch Frankreich, Niederlande und England. Als Pfarrer in Dietlikon ordnete er die Stadtbibliothek. Erhielt die Professur für Beredsamkeit und Hebräisch, später für Kirchengeschichte am Carolinum. (TOBLER-MEYER, Geschichte der Schildner z. Schegggen.)

Die dritte Arbeit von cand. phil. JOHANN BALTASAR WISER<sup>9)</sup> gibt eine Menge Anregungen zur Taubstummensbildung, über Anschauungsunterricht und Zeichensprache, Lippenlesen usw.

Die *Scola mutorum ac surdorum* bedeutet einen eigenartigen, durchaus gründlichen und ernst zu nehmenden Versuch, sich mit dem ganzen Taubstummensproblem auseinanderzusetzen. Dabei darf nicht vergessen werden, dass LAVATER vom Buche des BONET keine Kenntnis hatte. Der Schlußsatz von LAVATER'S Werk lautet folgendermassen: «So wird niemand mehr den Taubstummensunterricht als unmöglich verspotten, sondern über die methodisch leichteste und kürzeste Bildungsweise nachdenken. Darauf sollen sich vor allem diejenigen besinnen, denen die Seelsorge von Amts wegen überbunden ist. Sie sollen die massgebenden Kreise zum Bau von Taubstummschulen bewegen, damit jenen Bejammernswürdigen, die in allen Städten und zu allen Zeiten vorkommen, nach menschlichem Vermögen die Wohltat verschafft werde, die des Blinden Auge, des Tauben Ohr und des Stummen Zunge zuträglich sind.» Hätte LAVATER'S Aufruf, von dem ich noch einmal betone, dass er absolut kein theoretisches scholastisches Gewäsch war, sondern durchaus genügende praktische Unterlagen bot, Anklang gefunden, so wäre das Werk des Abbé de l'ÉPÉE 100 Jahre vorweggenommen worden und nicht Paris, sondern Zürich könnte den Ruhm der Gründung der ersten Taubstummanstalt für sich beanspruchen. In Tat und Wahrheit aber geschah natürlich nichts. JOHANN CASPAR LAVATER'S und seiner Schüler Arbeiten blieben vergessen, bis sie vor ungefähr sieben Jahren durch WERNER und durch SUTERMEISTER wieder ausgegraben wurden.

Auf LAVATER folgte, abgesehen von der nicht bedeutenden Dissertation des JOHANN JAKOB SCHEUCHZER «De surdo audiente» ein 100jähriges Schweigen. Dann aber erwacht, unter dem Einfluss des Auslandes, der ja in Zürich stets eine bedeutende Rolle spielte, auch in den Kreisen der lokalen Naturwissenschaftler das Interesse an der Taubstummensfrage. 1775 hält der Vikar LEONHARD BRENNWALD,<sup>10)</sup> wohl auf Veranlassung von JOHANN CASPAR HIRZEL,<sup>11)</sup> in

<sup>9)</sup> JOH. BALTHASAR WISER (1656—1676). Sohn des Rittmeisters BALTHASAR WISER-LABHARDT in Uhwiesen. Starb als Student in Orléans und ist dann in Vergessenheit geraten. (Mitgeteilt von Dr. F. O. PESTALOZZI-JUNGHANS.)

<sup>10)</sup> LEONH. BRENNWALD, geb. 1750, ordiniert 1769 wurde 1774 Vikar seines Vaters, des Pfarrers ULRICH BRENNWALD in Kloten; 1794 Pfarrer zu Maschwanden, 1799—1801 Schulinspektor, dann Dekan und 1803 erster Diakon am Grossmünster. Er gab 1817 das Neujahrsblatt über Prof. J. J. BREITINGER heraus. (Mitget. von Dr. A. CORRODI-SULZER.)

<sup>11)</sup> JOH. CASP. HIRZEL (1751—1817) ist der Sohn des durch seine Schriften über Kleinjogg (Die Wirtschaft des philosophischen Bauers) berühmt gewordenen Hs.-CASP. HIRZEL (1725—1803). Er war Dr. med. (Erlangen), Stiftungspfleger und Kantonsarzt. Sein Hauptverdienst ist die Gründung der zürcherischen Hilfsgesellschaft, der schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft und des Zürcher Blindeninstituts. H. wird des öftern mit seinem Vater verwechselt, so z. B. im SUTERMEISTER'Schen Quellenbuch zur Taubstummengeschichte. Auch im Schweiz. Biograph. Lexikon figurirt sein Bild (Nr. 93) an Stelle desjenigen seines Vaters (Nr. 91). (Vergl. den Titelkupfer in: «Leben des Herrn Caspar Hirzels, Archiaters und Stifters der Hilfsgesellschaft in Zürich» von AUG. HEINR. WIRZ. Zürich bey Orell, Füssli u. Compagnie 1818).



der «Asketischen Gesellschaft» einen Vortrag über die Taubstummenfamilie WIDMER in Kloten: Dort sind zwei reiche Bauerntöchter von dem Leiden befallen. Trotzdem bewirbt sich ein Mann aus der Gemeinde um die Hand der einen. Der damalige Pfarrer KELLER<sup>12)</sup> wersetzt sich im Hinblick auf eine eventuelle Nachkommenschaft ganz richtig der Heirat und weist das Pärchen vor Ehegericht. Wie der Pfarrer, will auch dieses die Verantwortung nicht auf sich nehmen und schiebt sie dem Kleinen Rat zu. Dieser hinwiederum gelangt 1750 an das Kollegium der Ärzte mit der Anfrage, «ob nicht etwa aus einer solchen Heirat nachteilige Folgen in Absicht auf die Nachkömmlinge solcher Leute entstehen könnten.» Und wiederum tritt der Dilettantismus in Aktion. Statt zu antworten «ignoramus», glaubten die Herren Ärzte «physisch beweisen zu können, dass für eine solche Verbindung nichts Böses zu befürchten sei.» «Die Heirat ward also von dem Magistrat gestattet, und dem geizigen Mann ward seine stumme Frau nebst ihrem Geldbeutel angetraut. Als Zugabe bekam er noch die ebenfalls stumme Schwester in sein Haus.» Interessant ist nun, wie der jüngere JOHANN CASPAR HIRZEL während zwei Menschenaltern den Stammbaum der Familie weiterverfolgte. Er kann konstatieren, dass aus der erwähnten Ehe wiederum zwei hörende Söhne und vier taubstumme Töchter hervorgehen. Zwei derselben heiraten wieder normal-sinnige Männer und aus diesen Ehen sind 13 normale Kinder zu verzeichnen. Die eine Familie hiess KLAUSER, die andere BÜCHELER. Nach der Beschreibung HIRZELS waren die Ehen allerdings ausserordentlich unglücklich. Die Mutter SCHAUB ersetzte das mangelnde Zwiegespräch mit ihrem Mann durch Prügel, die Tochter KLAUSER trieb ihren Gemahl dazu, sich in einem Wasserfass zu ersäufen.<sup>13)</sup>

Inzwischen aber war von anderer Seite noch positivere Arbeit geleistet worden. Pfarrer HEINRICH KELLER<sup>14)</sup> in Schlieren (1728—1802 benutzte die Mussestunden, die ihm seine kleine Gemeinde übrig liess, zum Studium der

<sup>12)</sup> Hs. HCH. KELLER (vom Steinbock) 1670—1752, ord. 1693, im gleichen Jahr deutscher Pfarrer in Neuchâtel. Von 1711 an (also 41 Jahre lang) Pfarrer in Kloten. KELLER ist darum eine bemerkenswerte Persönlichkeit, weil er — trotzdem er laut Visitationsbericht von 1740 schon Jahre lang blind war — als erster Pfarrer gegen eine Heirat mit einem erbkranken Partner zu inhibieren versuchte.

<sup>13)</sup> Die Akten über diese hochinteressante Taubstummenfamilie, sowie die medizinischen Ergebnisse der Deszendenzforschung (die beiden Ehepaare KLAUSER und BÜCHELER haben weit über 300 Nachkommen!) werden s. Z. von Dr. CORRODISULZER und mir in einer Fachzeitschrift publiziert werden.

<sup>14)</sup> HEINRICH KELLER, Pfarrer zu Schlieren, ein Zürcher. Laut WIRZ, Etat des Zürcher Ministeriums geb. 1728, ordiniert 1750, dann bis 1757 im Ausland, 1759 Pfarrer in Schlieren, gest. 1802. Neben seinen Amtsgeschäften befasste er sich mit vielem Eifer mit Taubstummenunterricht, erzielte schöne Resultate und veranlasste einen jungen Mitbürger (ULRICH) sich diesem Berufe ganz zu widmen.

PAUL WERNLE «Der Schweiz. Protestantismus im 18. Jahrhundert, Bd. II, S. 390: Zürich besass in dem Pfarrer HEINRICH KELLER in Schlieren einen der hervorragendsten Taubstummenlehrer der damaligen Epoche, der seit 1777 taubstumme Knaben in sein Haus aufnahm, um sie durch seinen beständigen Umgang wie durch speziellen Unterricht zu bilden. Er muss irgendwie von dem berühmten Abbé de l'ÉPÉE in Paris und von dessen Taubstummenunterricht gehört haben und bildete dann die dort empfangenen Anregungen auf eigene

Bücher von CONRAD AMMAN, EPÉE und HEINICKE. Zum erstenmal in der Schweiz unternahm er mit Erfolg praktischen Taubstummenunterricht. Er schrieb nicht nur das erste Lehrbuch des Taubstummenunterrichts, sondern veranlasste im Kanton Zürich eine Taubstummenzählung. Beides sind wiederum ganz hervorragende Leistungen eines Dilettanten. Prinzipiell ist der Gedanke einer Zählung vielleicht noch die wichtigere. Sie wurde aus Mangel an Verständnis von seiten der Pfarrherren, an die sich KELLER gewandt hatte, zwar durchaus liederlich durchgeführt, denn die 108 vermerkten Taubstummen entsprachen nicht der Tatsache, ergab doch eine zweite Statistik, die 1808 HIRZEL unternahm, bereits 261. KELLER demonstrierte durch seine Anregung die ganz besondere Wichtigkeit des Taubstummenproblems für unser Land. (Wir figurieren nämlich in dieser Beziehung in Europa leider an erster Stelle mit 245 Taubstummen auf 100 000 Einwohner — der Kanton Wallis hat sogar deren 490 — währenddessen Holland z. B. nur 34 auf 100 000 aufweist.) Zwar hatte KELLER den Stein ins Rollen gebracht und gezeigt, dass Taubstummenerziehung dringend nötig und nicht nur in Paris und Leipzig möglich sei, sondern auch in Zürich. Damit war aber für die Allgemeinheit noch nichts getan, denn zur endgültigen Taubstummenfürsorge brauchte es eine Anstalt und einen ausgebildeten Lehrer. Für letzteren hatte KELLER zwar bereits gesorgt in der Person des JOHANN CONRAD ULRICH (1761—1828). Dieser junge Mann war entschlossen, sich dem neuartigen Beruf zu widmen. KELLER hatte ihn unterwiesen, aber jetzt trat die neue schwierige Frage auf, zu welchem Lehrsystem man sich in Zürich entschliessen sollte.

Gestatten Sie mir nun noch, Ihnen darzulegen, wie schwer diese Entscheidung für unsere Grossväter war und wie sie sich aus der heiklen Situation zogen. Sie hatten die Wahl zwischen der Methode des Abbé de l'EPÉE und derjenigen des SAMUEL HEINICKE in Leipzig. Zuerst zu Abbé de l'EPÉE. Dieser bevorzugte in seiner Methode bewusst die Zeichensprache und brachte auf dem Weg des Fingeralphabets seine Schüler zum Verständnis des Geschriebenen und auch zum Selbersprechen. EPÉE hatte seine Methode in mehreren Büchern niedergelegt und sein praktischer Erfolg wurde auf der ganzen Welt anerkannt. Soweit der sachliche Hintergrund des Dilemmas. Daneben stand EPÉE auf einem kulturell ungemein hohen Niveau. Er war durch und durch Philanthrop und hatte sein ganzes Vermögen der Sache, welcher er diente, geopfert. Als Pfarrer JOHANN CASPAR LAVATER<sup>15)</sup> und KELLER ihn an-

Weise fort. JOHANN CONRAD ULRICH weilte drei Jahre lang in KELLER's Pfarrhaus, um von ihm die Methode zu erlernen.

In den Zürcher Visitationsberichten von 1797 lesen wir bei KELLER unter der Rubrik Hilfsmittel für die Predigt: «Eigenes Nachdenken» und beim Privatstudium: «Medizin».

Acta ecclesiastica: 1757, Mai: Expectant H. K., der sich einige Jahre in Kopenhagen aufgehalten, will zurückkommen.

E. II 74, Bl. 60 zu S. 58 des Protokolls des Examinatorenkonvents (Acta ecclesiastica) enthält einen Brief KELLER's vom 8. Okt. 1757 an den Antistes mit seinem Lebenslauf.

Visitationsberichte: 1777 Unterweisung eines stummen MURALT'schen Knaben (E. II 170, S. 866). 1778 zwei stumme Knaben E. II 171, S. 12 u. 900), ebenso später. (Mitget. von Dr. A. CORRODI-SULZER.)

<sup>15)</sup> J. C. LAVATER 1741—1801. Pfr. am St. Peter, der Verf. der «Physiognom. Fragmente».

fragten, ob er den jungen ULRICH in seiner Kunst unterweisen wolle, lautete seine Antwort dahin, dass er ihn gern in seine Schule aufnehme, um ihn nach besten Kräften auszubilden. Hierzu setze er nur die eine Bedingung, von welcher er nie abgehen werde: dass man ihm nie zumute, irgendeine Retribution, von welcher Art sie auch sei, für seine Bemühungen zu nehmen.

Und nun auf der andern Seite SAMUEL HEINICKE. Dieser lehrte, dass die Zeichensprache eine Absurdität sei und dass der Taubstumme nur durch eine Art Phonetik, d. h. durch Nachahmen, zwar nicht des gehörten, wohl aber des gesehenen und gefühlten Wortes des Lehrers zum Ziel gelange. In seinen Büchern verheimlicht er aus materiellen Gründen den wahren Gang seiner Methode und liess durchblicken, dass ein künstlicher Kehlkopf, mit Hilfe dessen er zu unterweisen vorgab, für seine Lehrtätigkeit von höchster Bedeutung sei. In seinen Schriften zeigt er sich als unkultivierten Polterer, der alle seine Vorläufer und Zeitgenossen, die nicht mit ihm einiggingen, als Idioten und Schwindler bezeichnete. HIRZEL gegenüber, der ihn ULRICH's wegen anfragte, äusserte er sich dahin, dass er den jungen Mann nur gegen Entrichtung etlicher 100 Gulden in sein Geheimnis einführen könne. Dass man unter diesen Umständen ULRICH nach Paris schickte, war selbstverständlich, schon aus dem triftigen Grund, weil es nichts kostete. Damit war aber die prinzipielle Frage HEINICKE oder EPÉE noch nicht entschieden. Sie sollte aber noch im gleichen Jahre definitiv erledigt werden.

Ende 1782 forderte nämlich EPÉE die Akademien von Petersburg, Upsala, Berlin, Leipzig, Lyon und Zürich auf, den Entscheid zu fällen, ob seiner oder HEINICKES Lehrmethode der Vorzug zu geben sei und zum vierten und letzten mal tritt der Zürcher Dilettantismus bei unserem Problem in Aktion.

Unter dem Vorsitz des JOHANN GEORG OERI<sup>16)</sup> wird von den Chorherren und Professoren HESS<sup>17)</sup>, STEINBRÜCHEL<sup>18)</sup>, SCHINZ<sup>19)</sup>, USTERI<sup>20)</sup> und HOTTINGER<sup>21)</sup>

<sup>16)</sup> HANS GEORG OERI (1716—1799) Pfarrer in Wipkingen 1740, Diakon am Grossmünster 1743, Pfarrer am Fraumünster 1745, Schulherr 1782. (S. H. B. L.)

<sup>17)</sup> CASPAR HESS studierte in Genf, Lyon, Paris, Holland und Berlin. Er amtierte in Zürich als Stiftsverwalter und Schulherr. Es handelt sich nicht um den Antistes HESS, sondern um einen Onkel des Malers DAVID HESS im Beckenhof, der ihn in seinen Erinnerungen (1842) als einen originellen Kauz schildert (vd. E. USTERI-PESTALOZZI Zürcher Taschenbuch 1882).

<sup>18)</sup> STEINBRÜCHEL, JOH. JAK. (1729—1796) Theologe und Sprachforscher. Lieblingsschüler BREITINGER's am Carolinum, Freund WIELAND's, Professor f. Hebräisch 1763, für alte Sprachen 1769. Nachfolger BREITINGER's, Kanonikus 1776. Übersetzte klassische Dramen (Sophokles, Euripides, Pindar), theologisch der Aufklärung geneigt. Vertreter der rein humanistischen Bildung, übte gewaltigen Einfluss auf die Jugend aus. (S. H. B. L.)

<sup>19)</sup> SALOMON SCHINZ (1734—1784) Dr. med. (Leyden). Prof. d. Physik und Mathematik am Carolinum 1779—84, Chorherr 1778—84, Mitbegründer des medizinisch-chirurgischen Institutes 1782, Vorkämpfer der Schutzpockenimpfung, erwarb sich Verdienste um den botanischen Garten Zürich. Verf. zahlreicher medizinischer und botanischer Abhandlungen. (S. H. B. L.)

<sup>20)</sup> LEONH. USTERI (1741—1789) Theologe, Prof. des Hebräischen 1764, Prof. artium 1773, Dekan der Exspectanten 1785, Prof. d. Theologie, Chorherr am Grossmünsterstift 1788, Freund WINKELMANN's und ROUSSAU's, Leiter der Stadtbibliothek, Bahnbrecher für Mädchenbildung und Gründer der Zürcher Töchterschule. (S. H. B. L.)

die Frage bearbeitet. USTERI scheint die Materie besonders gut beherrscht zu haben. HOTTINGER konnte gut lateinisch. Nach durchaus seriösem Studium der Werke der beiden Meister entschloss sich das Kollegium, der «Methode EPÉE», also dem Unterricht in Zeichensprache den Vorzug zu geben.

Das ganze Gutachten macht in Inhalt und Tenor einen sehr guten Eindruck, was übrigens durchaus nicht erstaunlich ist, wenn man bedenkt, dass die Zusammensetzung der «Akademie»<sup>22)</sup> als eine erstklassige bezeichnet werden darf. So gehörten mindestens SCHINZ, USTERI und STEINBRÜCHEL im engeren Rahmen ihres Vaterlandes zu den Prominenten unter den Zeitgenossen, während HOTTINGER internationalen Ruf genoss. Natürlich kann das Gutachten das scholastische Milieu des alten Carolinums nicht ganz verleugnen, die Deduktionen machen nicht selten den Schritt vom Geistreichen zum Spitzfindigen. So gründet sich der Entscheid u. a. zum Beispiel auf folgende Überlegung:

«Man erinnert sich leichter an Dinge als an Worte. Wenn also — beim Vorlesen — mehrere Zuhörer das gleiche gehört haben, wird jeder mit zwar besonderen Worten aber doch das gleiche erzählen, was ganz entschieden nicht der Fall wäre, wenn das Gedächtnis nicht mit grösserer Leichtigkeit die Dinge als die Worte behalten könnte. Daraus folgt mit Notwendigkeit, dass jene Zeichen, welche den Dingen selber am ähnlichsten sind, auch am leichtesten haften.» Die Herren haben zwei Dinge vergessen: Erstens, dass ihnen nur die Methode EPÉE's bekannt war, während sie von der HEINICK'schen nichts wissen konnten, da sie dessen Apparate — die allerdings nur in der Phantasie existierten — nie gesehen haben. Und zweitens ist natürlich der Wert jeder Unterrichtsmethode genau so gross wie ihr Erfolg. Auch dieser war für die Zürcher eine unbekannte Grösse, hatte sich doch keiner von ihnen in Paris oder Leipzig persönlich orientiert. Und so fällte man auf Grund

<sup>21)</sup> JOH. JAK. HOTTINGER 1750—1819 Philologe und Schriftsteller, studierte mit Stipendium in Göttingen, wurde in Zürich Prof. der Eloquenz (Latein. Sprache u. Philosophie) am Carolinum 1773, auch der Geschichte 1776, der alten Sprachen am Collegium Humanitatis 1789, des Griechischen am Carolinum und Chorherr 1796, nahm seinen Rücktritt 1814. Ausser philolog. Arbeiten veröffentlichte er besonders das Sendschreiben gegen Lavater: Menschen, Thiere und Goethe, sowie die Briefe von SELKOF an WELMAR, ein satirisches Seitenstück zum Werther, gegen GOETHE, mit dem er später gleichwohl in freundschaftlichen Beziehungen stand, die Brelocken und a. gegen das Geniewesen, CHRISTOPH KAUFMANN u. LAVATER, ferner Biographien, Gedichte, vaterländische Dramen, mehrere gekrönte Preisschriften, war Mitherausgeber WIELAND's am «Neuen Attischen Museum». (S. H. B. L.)

<sup>22)</sup> Zürich hatte natürlich weder bis zum Jahre 1783 noch späterhin eine «Akademie». Das von Abbé de l'EPÉE so genannte Institut bestand vielmehr aus dem Lehrerkonvent des akademischen Gymnasiums, das sich aus den beiden obern Gelehrtschulen, einerseits dem Collegium humanitas (ungefähr einer philosophischen und juristischen Fakultät entsprechend), andererseits aus dem Collegium Carolinum (theologische Fakultät) zusammensetzte. Man darf aber nicht vergessen, dass damals der durch die Brüder SCHEUCHZER, BODMER und BREITINGER bedründete Ruf Zürichs als geistiges Zentrum noch nicht am Verblassen war, sondern sich im Gegenteil mit SALOMON GESSNER, LAVATER, HCH. FÜSSLER u. a. weiter gefestigt hatte. So war denn das Urteil der Zürcher Gelehrtschule für EPÉE tatsächlich mindestens so wertvoll, wie diejenigen der oben zitierten «richtigen» Akademien.

der mangelhaften Unterlagen und unter dem Eindruck der überragenden Persönlichkeit des Abbé natürlich ein falsches Urteil, denn heute wissen wir, dass HEINECKE recht hatte, und es wird jetzt der Taubstumme fast überall nach seinen Intentionen unterrichtet.

Trotzdem aber auch hier alle Hochachtung vor Zürichs Dilettantismus! Denn in jenem Moment war ein falscher Entscheid viel wertvoller als gar keiner. Die übrigen Akademien nämlich antworteten entweder gar nicht oder so vorsichtig, dass kein Mensch damit etwas anfangen konnte. Und zudem war die Arbeit so gründlich und gewissenhaft, dass sie den grössten Widerhall fand und dass — ausser Sachsen — sich die ganze Welt daran orientierte.

1783 war ULRICH in Paris genügend ausgebildet. Er ging dann allerdings vorerst für viele Jahre nach Genf, um dort mit so grossem Erfolg seiner Lehrtätigkeit obzuliegen, dass ihm der Staatsrat eine goldene Verdienstmedaille überreichte. 1796 kehrte er nach Zürich zurück und stellte sich der Heimat zur Verfügung. Der Rat beeilte sich, den schon nicht mehr Unbekannten zum «öffentlichen Lehrer der Taubstummen» zu ernennen, nur leider ohne Gehalt und Anstalt. Und ohne eine solche war natürlich alles bisher Erreichte null und nichts. Es fehlte zwar nicht an Anstrengungen von allen möglichen Seiten, das öffentliche Interesse an einem derartigen Institut zu wecken. Archiater HIRZEL — jedenfalls das geistige Zentrum des Ganzen — gab sich alle erdenkliche Mühe, seinen Lieblingsplan zu verwirklichen. Chorherr RAHN<sup>23</sup>) hatte im «Schweizer Museum» einen diesbezüglichen Aufruf erlassen. Kurze Zeit darauf aber legte sich der betriebsame Herr, ohne HIRZEL zu begrüssen, für die Gründung des «Seminars der Ärzte» mächtig ins Zeug und die Idee «Taubstummenanstalt» musste der naheliegenderen einer Medizinschule weichen. Auch einem Synodalzirkular von Antistes HESS<sup>24</sup>) war kein Erfolg beschieden. Und dann kam zu allem Unglück noch die grosse Revolution. ULRICH wurde vom politischen Strudel erfasst. Das helvetische Direktorium ernannte ihn rasch hintereinander zum Erziehungsrat, Unterstatthalter und endlich zum eidgenössischen Statthalter des Standes Zürich. Der einzige Taubstummenfachmann war für die Sache verloren. HIRZEL war verzweifelt. Bei der Aufnahme ULRICH's in die Hilfsgesellschaft empfing er ihn mit folgenden Worten: «Wir nehmen zwar keine Mitglieder der heutigen Regierung in unseren Bund auf, doch Sie machen eine Ausnahme. Wir schätzen in Ihnen vorerst den Lehrer der Taubstummen und — wenn Sie gut regieren — vielleicht nachher auch den Statthalter.» Und er schloss mit dem Satz: «Als Staatsdiener wird man Sie vergessen, als Gründer einer Taubstummenanstalt wäre Ihr Name noch bei der Nachwelt im Segen geblieben!» (HIRZEL hat sich getäuscht: weder das eine noch das andere hat ULRICH zu einer bescheidenen

<sup>23</sup>) JOH. HEINR. RAHN (1749—1812) war Chorherr u. Professor für Physik und Mathematik. Er ist der Stifter und Präsident der Helvetischen Gesellschaft und von 1803—12 auch Präsident der Zürcher Naturforschenden Gesellschaft. Bekannt ist seine Ernennung zum kaiserlichen Hof- u. Pfalzgrafen, kraft welcher er dem Philosophen FICHTE die Doktorwürde verleihen konnte. (S. H. B. L.)

<sup>24</sup>) JOH. JAK. HESS (1741—1828) Diakon am Fraumünster 1777, Pfarrer am Fraumünster und Antistes 1795, Verf. zahlreicher theologischer Schriften; Dr. theol. der Universitäten Tübingen, Jena und Kopenhagen. Inhaber der goldenen akademischen Medaille von Preussen. (S. H. B. L.)

Unsterblichkeit verholfen, sondern lediglich der Umstand, dass er zufälligerweise CONRAD FERDINAND MEYER'S Grossvater wurde.)

Eine Zeitlang schien es, als habe ULRICH für seine Person einen vollwertigen Ersatz gefunden. Noch als Oberrichter erzog er von 1805 bis 1809 seinen Schüler CONRAD NÄF (1789—1832) zum Taubstummenlehrer. Aber auch diesem zweiten Auserkorenen sollte es wie dem ersten ergehen. Da Zürich inzwischen alles Interesse dem neugegründeten Blindeninstitute zuwandte, hatte er keine Möglichkeit, sich in höherem Sinne praktisch zu betätigen. Er zog nach Yverdon, wo ihn der Genius PESTALOZZI'S gefangen nahm, und begreiflicherweise den für seine Zwecke sterilen Heimatboden vergessen liess. Dort gründete er mit PESTALOZZI'S Unterstützung 1811 die erste schweizerische Taubstummenanstalt, die nach seinem Tode zuerst seine Frau und dann sein Sohn weiterführten.

In Zürich aber versuchten die beiden Unentwegten HIRZEL und ULRICH zum dritten Male einen Taubstummenlehrer heranzubilden. Es war dies ULRICH'S Sohn Heinrich. Und zum dritten Male wurden ihre Hoffnungen schwer getäuscht, denn der junge Mann starb wenige Monate später.

HIRZEL starb 1817, 10 Jahre vor der Gründung der Zürcherischen Taubstummenanstalt. ULRICH aber hatte die Genugtuung, diesen Abschluss seines Werkes anno 1827 noch erleben zu dürfen. Das pädagogische Taubstummenproblem war damit auch für den Kanton Zürich gelöst, nachdem während 150 Jahren die meisten aus der Geistesgeschichte unserer Vaterstadt bekannten Männer in irgendeiner Form dazu Stellung genommen hatten.

---